Abend-Ausgabe.

# Berliner Tageblatt.

Nr. 444. Berlin, Montag, den 22. September 1884. XIII. Jahrgang.

## Politische Tagesübersicht.

### Der Kaiser und die westfälische Adels-Adresse.

* Wie wir vor einigen Tagen mitgetheilt, hatte der katholische Adel der Provinz Westfalen den Plan gefaßt, den Kaiser bei seiner Anwesenheit in der Provinz eine Adresse zu überreichen. Die Idee war ausgegangen von dem Herzog v. Croy-Dülmen, dem Freiherrn H. v. Brenken, dem Erbdrosten Grafen Droste zu Vischering und den Freiherren v. Schorlemer-Alst und Schorlemer-Overhagen, welche auch zugleich von ihren Genossen dazu auserkesen waren, die Adresse zu überreichen. Ueber den Inhalt der letzteren ist einstellen noch nichts Genaues bekannt; die Vermuthung liegt aber nahe genug, daß die adeligen Herren nicht versäumt haben werden, einige Klageliede wegen des kirchlichen Nothstandes einfließen zu lassen. Auf das Unpassende der ganzen Demonstration haben wir schon aufmerksam gemacht. Wollte der Adel im Namen des Adels sprechen, so durfte er die protestantischen Adeligen nicht ausschließen, wollten die Adressenschreiber aber ihre besondere Eigenschaft als Katholiken herausstreichen, so durften sie die Bürgerkreise nicht ausschließen, denn in katholischen Ungelegenheiten hat doch der Adlige vor dem Nichtadligen nichts voraus. Kurz und gut, das Ungehörige dieser Adressen-Demonstration ist auch an der Stelle empfunden worden, an die sie sich richten sollte: der Kaiser hat es abgelehnt, die Adelsadresse anzunehmen. Dieser Entscheid ist wie ein Donnerschlag unter die Adressenleute gefahren, und Alles steht wie betäubt durch den völlig unerwarteten Vorgang. Ueber die Gründe der Ablehnung weiß man noch nichts, wie aus folgender Note des ultramontanen „Westfälischen Merkur" vom 20. September hervorgeht:

> Die Nachricht von der Ablehnung der Adelsadresse scheint in unserer Bürgerschaft tiefgehende Sensation hervorgerufen zu haben; schon heute Nachmittag wurden wir mit Interpellationen aller Art über die näheren Umstände heimgesucht. Wir erklären deshalb positiv und öffentlich, daß wir von der ganzen Sache kein Jota mehr wissen, als was wir im „Merkur" mitgetheilt haben. Erhalten wir noch weitere zuverlässige Nachrichten, so werden wir sie veröffentlichen, im Uebrigen aber bemerken wir bei dieser Gelegenheit, daß wir Besseres zu thun haben, als neugierigen Fragestellern Rede zu stehen.

Der gereizte Ton dieser Bemerkung läßt beiläufig erkennen, wie groß die Aufregung in der Redaktion gewesen sein muß. Die Sache wird für die katholischen Adeligen um so empfindlicher, als der Kaiser es nicht abgelehnt hat, eine andere Adresse entgegenzunehmen, eine „großartige Laienadresse", wie die katholischen Blätter sie nennen, die unter Andern auch von sämmtlichen katholischen Kirchenvorständen der Diözese Münster unterzeichnet sein soll. Daß diese Adresse natürlich in erster Linie die kirchlichen Angelegenheiten erörtert, versteht sich von selbst. Ein Blatt sagt ausdrücklich: „Die westfälischen Katholiken, welche der Großmuth ihres Kaisers vertrauen, hoffen, ihre Wünsche nicht vergeblich an die rechte Stelle gebracht zu haben." Und an anderer Stelle heißt es: „Unser Kaiser wird sehen, daß die Katholiken der Provinz und ihrer Hauptstadt seine getreuen und loyalen Unterthanen sind. Aber nach biederer Westfalenart werden wir auch unserem Kaiser unsere Wünsche in religiös-kirchlicher Hinsicht nicht verschweigen." — Einigermaßen lassen sich aus einer Andeutung des „Westfälischen Merkur" auch die Gründe muthmaßen, die für die Ablehnung der Adelsadresse bestimmend gewesen sein mögen. Es sollen nämlich in derselben auch Bemerkungen über den Kulturkampf gestanden haben, und man weiß ja, daß ein richtiger Ultramontaner über dieses Thema nicht sprechen kann, ohne ausfallend gegen diejenigen Minister des Königs und der Regierung überhaupt zu werden, unter deren Vorangehen die kirchliche Gesetzgebung zu Stande gekommen ist. Daß aber der Monarch selbst, der so oft hat versichern lassen, daß keine Regierungshandlung ohne seine ausdrückliche Zustimmung vor sich gehe, derartige Angriffe gegen hervorragende Mitglieder seiner Regierung nicht stillschweigend dulden kann, wie es durch Entgegennahme der Adresse doch gewissermaßen geschehen wäre, ist etwas so Einfaches, daß nur ganz in Einseitigkeit verbissene Geister das vielleicht nicht begreifen mögen. Uebrigens war der Tag für die Ueberreichung der Adresse noch gar nicht da; dieselbe sollte erst am nächsten Mittwoch, dem 24., dem Kaiser dargebracht werden.

### Fürst Bismarck und Graf Kalnoky in polnischer Beleuchtung.

(Von einem unserer Korrespondenten.)

⊙ Warschau, 20. September.

Selbstverständlich beschäftigen sich die hiesigen polnischen Zeitungen, so weit das ihnen eine gestrenge Censur gestattet, auf das Lebhafteste mit der Drei-Kaiser-Zusammenkunft in Skierniewice, und besonders interessant dürfte es für das Ausland sein, den Eindruck zu hören, welchen die beiden ausländischen leitenden Minister, Fürst Bismarck und Graf Kalnoky, auf die Polen hervorgebracht. Auf den Fürsten Bismarck konzentrirte sich aus naheliegenden Gründen das Hauptinteresse; derselbe war übrigens, bisher wenigstens, einer der beliebtesten Männer in Polen. Aber selben wollte ihn doch gar zu gerne ein Jeder. In ganzen Schaaren fuhren demgemäß Warschauer Einwohner, hauptsächlich des Fürsten Reichskanzlers wegen, nach Skierniewice; doch nur wenige von ihnen erreichten ihr Ziel; die Absperrungsmaßregeln wurden diesmal zu streng durchgeführt. Doch — hören wir, wie die Spezialkorrespondenten polnischer Nationalität ihren hiesigen Blättern den Eindruck schildern, den auf sie der Fürst Reichskanzler gemacht.

So schreibt unter Anderem der „Warschawski Courir":

„Dort drüben steht der deutsche Kanzler, auf welchen sich von allen Seiten die neugierigen Blicke richten, auf den, gedeckt von Bäumen und Sträuchern, ganze Schaaren von Photographen lauern, die alle seine Bewegungen, jeden seiner Schritte verewigen möchten. Fürst Bismarck trägt die weiße Kürassier-Uniform, die seiner Gestalt einen martialischen Anstrich verleiht. Der eiserne Kanzler ist beweglich und das Alter hat ihm noch keinen besonderen Stempel aufgedrückt. Das Gesicht des Kanzlers erfordert ein vollständiges Studium: Seht Euch diese Stirn an, diese muskelharten Züge, diese Augen, welche einen Moment Feuer zu sprühen scheinen, um im nächsten Augenblick sich lächelnd umzuschauen. Dieser letzteren Augenblicke soll es aber nicht viele geben! . . . Aus den Augen des Kanzlers schaut ein ganzer Mann heraus!

Der auf seinem Landsitz Varzin ganze Monate lang weilende Kanzler suchte auch hier frische Luft und Sonne; doch während er sich im Freien ergeht, hört er nicht auf zu, arbeiten.

„Im Theater folgte er mit ungewöhnlicher Aufmerksamkeit den Tänzen unserer Sylphiden, dabei eine gewöhnliche Lorgnette benützend. Den Vater begleiten seine beiden Söhne in preußischer Uniform. Beide avancirten am Tage vor der Adresse von Skierniewice jeder um einen Grad: der eine zum Major, der andere zum Rittmeister. In Beider Angesicht ist eine Aehnlichkeit mit dem Vater unverkennbar; ob wohl einer von ihnen die Erbschaft seines Vaters übernehmen wird?"

Vom Grafen Kalnoky meint dasselbe Blatt, er wäre schwer zu skizziren. „In der ungarischen Militäruniform scheint er Soldat zu sein, von Beruf aber ist er ein stiller Arbeiter an seinem Pult! Wird er doch auf dem Ballplatz in Wien „Büchermotte" genannt, weil ihm keine Neuigkeit in Wissenschaft und Literatur entgeht. Ganz im Gegentheil zu seinem Bruder, dem Sportsman, vertieft sich der österreichische Premier am liebsten in seine Bücher. Seine Bewegungen sind ruhige, stets scheint er nachzudenken. Bevor er jüngst vor dem photographischen Apparat trat, vertauschte er seine Interims- mit der Generals-Gala-Uniform mit Dolman und Magyarenmütze. Unterstützt wird Graf Kalnoky durch einen noch jungen Diplomaten, den Baron Aehrenthal, der ihn auch bereits nach Varzin begleitete und dem man wohl eine schnelle Karriere prophezeien kann" . . .

Soweit das Warschauer, dem gesammten Deutschthum in Deutschland wie in Oesterreich schroff gegenüber stehende Blatt.

Da bei einer Beurtheilung des russischen Ministers des Auswärtigen, Herrn von Giers, der Censorstift den hiesigen Blättern einige böse Striche durch ihre Federzeichnung machen könnte, so haben sie eine solche gar nicht erst gebracht. Eines aber steht fest: es fiel Allen und Jedem auf, die Gelegenheit hatten, Herrn von Giers in Skierniewice zu sehen, — daß nämlich derselbe, gegenüber seinem sonstigen ruhigen Wesen, wie ausgewechselt war. Niemand wollte ihn bisher so ausgeräumt und zufrieden, ja so „lustig", wie in Skierniewice, gesehen haben.

* Der erste Legationssekretär der hiesigen amerikanischen Gesandtschaft, Mr. Sidney Everett, hat, wie der W. T. meldet, plötzlich demissionirt und seine Entlassung ist ebenso prompt und zwar per Kabel angenommen worden. Wie man in der hiesigen amerikanischen Kolonie mit Bestimmtheit versichert, ist Mr. Everett mit seinem Demissionsgesuch einem dringenden Wunsche seiner Regierung entgegenkommen. Ebenso unzweifelhaft ist es, daß er hiermit für immer aus dem diplomatischen Dienste seines Landes scheidet. Ohne irgendwie in die Interna dieses Vorganges eingeweiht zu sein, glauben wir eine Erklärung für den plötzlichen Bruch darin zu finden, daß das Verhältniß zwischen Mr. Everett und den Amerikanern in Berlin zuletzt ein unleidliches geworden war, daß er das Vertrauen seiner Landsleute nicht mehr besaß. Die Mißstimmung reicht wohl bis in die Tage zurück, in denen der damalige Gesandte Mr. Sargent sich plötzlich von unseren gouvernementalen Blättern in einer Weise angegriffen sah, die auf unerklärliche Verbindungen jener Presse schließen ließ. Jedenfalls muß auf die Regierung zu Washington seitens der hiesigen Amerikaner eine starke Pression ausgeübt worden sein. Ist auch in Mr. Kasson, dem neuen Gesandten, ein diplomatischer Vertreter nach Berlin gekommen, dem allseitig ein großes Vertrauen entgegengebracht wird, so ist wohl durch die Demission Mr. Everette's der Möglichkeit vorgebeugt, daß er auch nur vertretungsweise, wie es bisher oft der Fall war, den wichtigen Posten versehen könnte. An seiner Stelle ist, laut Ordre von Washington, Mr. Coleman, der bisherige zweite Sekretär, vereidigt worden.

### Die Eröffnung der Arlbergbahn.

W.T.B. Bregenz, 21. September.

Bei dem gestrigen Festbankett in der Turnhalle hielt der Handelsminister Baron Pino eine Rede, in welcher er auf die Bedeutung der Arlbergbahn und die Schwierigkeit des Baues derselben hinwies. Die Rede schloß mit einem Hoch auf den Kaiser, als den größten und mächtigsten Förderer des Werkes.

Der Minister sprach schließlich den hervorragenden Gästen der benachbarten Staaten seinen Dank aus und brachte ein stürmisch aufgenommenes Hoch auf die letzteren, sowie auf die Vertreter ihrer Verkehrsanstalten aus. Unter lebhaftestem Beifall sprachen hierauf der bairische, der württembergische und der badische Verkehrsminister, sowie der Bundespräsident der Schweiz in sympathischen Worten ihre Freude über das Zustandekommen der Arlbergbahn aus.

Heute früh 8½ Uhr hatte der Kaiser zunächst unter Führung des Handelsministers die Trajektanstalt besucht und sich dann unter den Hochrufen einer dichten Volksmenge auf dem Dampfer „Habsburg" zum Besuch des Großherzogs und der Großherzogin von Baden nach der Insel Mainau eingeschifft. Die Fahrt war vom schönsten

---

### „Assunta Leoni."

Unter allen Formen der Ablehnung, welchen die Bühnendichter ausgesetzt sind, ist keine so herb und schmerzlich, wie das satirische Lachen, das gegen ernste Absichten ausgespielt wird. Das Kopfschütteln des Unbehagens, das eisige Schweigen der Theilnahmlosigkeit, ja selbst der schneidende Mißlaut des Widerspruchs hat nicht eine so zertrümmernde Gewalt, wie die erbarmungslose Polemik der Lachmuskeln. Und doch hat das spottfrohe Publikum unserer ersten Aufführungen gerade zu dieser Form der Kritik eine unüberwindliche Neigung. Mit lauerndem Spürsinn finden unsere Hörer stets unfehlbar die Stellen heraus, in welchen ein Dichter den schmalen Trennungsstrich zwischen dem Erhabenen und dem Lächerlichen überschritten hat. Man ist nur zu sehr geneigt, gegen einen Autor lustig zu sein, weil man nicht mit ihm lustig sein konnte: Und so hat es Adolf Wilbrandt trotz seiner literarischen Verdienste im Schauspielhause erdulden müssen, daß einige seiner ernsthaftesten Szenen durch die parodistische Heiterkeit der Hörer vernichtet wurden. Ein Auftritt des vierten Aktes, in welchem mit dem Würfelbecher in der Hand über ein Menschenleben entschieden wird, hatte die unwillkommene Fröhlichkeit der Hörer vorbereitet. Das überempfindsame Ach und Oh des letzten Aktes hat ihr neue Nahrung gegeben... und damit war das Schauspiel begraben.

Adolf Wilbrandt ist, wie jeder deutsche Poet, von dem Zauber Italiens bezwungen worden. In der schmeichelnden Luft des Südens, unter den fruchtbaren Strahlen der italienischen Sonne ist ihm manches begeisterte Gedicht, manche lachende novellistische Schöpfung gereift, und aus dieser Stimmung heraus hat er auch „Assunta Leoni" gedichtet. Wo er in schwärmerischen Ergießungen von Italien sprechen kann, verliert er ganz und gar den Boden des Theaters unter den Füßen. Wie in bestrickenden Erinnerungen gefangen, erzählt er uns von dem sonnigen Zauber Capris, von den märchendurchklungenen Ruinen Pompejis. Er kann der Verlockung nicht widerstehen, unsere Theaterkarte in ein Rundreisebillet zu verwandeln, und die dramatischen Wechselreden werden zu Reisebriefen mit vertheilten Rollen, die mit einem so zierlichen Buchdeutsch, mit so sonntäglich geschmückten Worten glänzen, wie sie eben nur aus einer Dichterfeder quellen und nicht aus dem Munde lebendiger Menschen. Suchen wir aber in diesem Touristenschauspiel, das uns von Station zu Station führt und die Sehenswürdigkeiten Italiens vor uns ausbreitet, nach dem dramatischen Grundstoff, so finden wir nichts weiter, als eine Liebesgeschichte, die leider zu den unglücklichsten Erfindungen des Verfassers gehört

Es ist eine ungesunde Neigung Wilbrandts, uns kraftlose Männer zu schildern, die von leidenschaftlichen Frauen über den Haufen geliebt werden. Man denke an Marcus in „Arria und Messalina". Aber selbst Marcus ist nicht ein so hilfloser Charakterschwächling, wie es in „Assunta Leoni" der Bildhauer Alfred von Buchau ist, der ein ganzes Leben zwischen langgezogenen Seufzern verschmachtet und in den entscheidenden Stunden immer Andere um Auskunft darüber bittet, was er selbst zu thun hat. Durch seinen Bruder wird er von Entschluß zu Entschluß gestoßen. Zwischen der Liebe zu einer Frau und dem Durst nach künstlerischen Thaten sehen wir ihn durch fünf Akte taumeln. Bei leidenschaftlichen Erschütterungen fällt dieser Unmann in Agonie, und durch den heißen Athem, der ihm aus dem Mund einer Italienerin entgegenweht, wird ihm seine Kraft so vollständig ausgeblasen, daß er ärztlicher Pflege bedarf. Ja selbst in der Stunde der Erfüllung, als ihm Assunta endlich in bräutlicher Hingebung entgegenkommt, findet er nicht einmal den Muth des Glücks und auf seinen Lippen scheint das zaghafte Wort zu schweben:

„Sprechen Sie mit meinem Bruder!" . . . .

Neben diesen knochenlosen Halbmenschen hat nun der Dichter in Assunta Leoni eine Frau gestellt, die in der blauen Heiterkeit der Insel Capri erwachsen ist. Ein deutscher Maler hatte sie geheirathet und nach seinem Tode verlebt sie zwischen Blumenduft und Meeresrauschen ein ziemlich lustiges Wittwenthum. Der Bildhauer Alfred von Buchau wohnt in ihrem Hause, und bald spinnen sich zwischen den beiden Herzen zarte Fäden. Da verläßt sie der Künstler, der durch seinen Bruder aus der Thatenlosigkeit seines Traumlebens zu künstlerischem Schaffen gedrängt wird . . . und Assunta sendet dem Scheidenden zornige Flüche nach. Nur der Wunsch nach Rache lebt noch in ihrem gemarterten Herzen, und im dritten Akte sehen wir sie in der Verwirklichung dieser Rache ihre ganze Leidenschaft ausströmen. Sie erscheint in dem Atelier des Bildhauers, der inzwischen in dem Marmorbild der verlassenen Ariadne die grausamen Schmerzen Assuntas als angenehmes künstlerisches Motiv verbraucht hat. In flammenden Worten rückt sie ihm seine Schuld vor. Die heilige Selbstsucht der Liebe bringt gegen den selbstlosen Opferdienst der Kunst ihr menschliches Recht zur Geltung, und wegen dieser einzigen vollathmigen Szene, in welcher sich die poetische Kraft Adolf Wilbrandts emporrichtet, muß es bedauert werden, daß das Schauspiel als Ganzes nicht zu retten ist.

Denn was nun folgt, sind nur grelle Theaterstreiche und hysterische Empfindsamkeiten. Wenn bei Alexander Dumas im „Fräulein von Belle-Isle" zwei französische Kavaliere den Würfelbecher zur Hand nehmen und in einer Szene, die mit vollendeter Lustspielgraziе geführt ist, um ihr Leben knöcheln, so sehen wir nur einen Auftritt von bizarrem Leichtsinn und bewundern in der Stimmung der ganzen Komödie das sorglose Blut der Franzosen, die selbst den Tod noch mit übermüthigen Nasenstübern necken. Wenn aber bei Wilbrandt in der Entscheidungsszene seines Schauspiels dieser Würfelkampf um den Besitz Assuntas zwischen Doktor Clinton und Alfred von Buchau ganz ernsthaft unternommen wird, so wehrt sich der Zuschauer mit ironischem Lächeln, und dieses Lächeln wird zum lauten Lachen, wenn im letzten Akt der Entsagungszweikampf aufs Neue beginnt und Assunta zwischen den beiden Männern wie ein Fangball hin- und hergeworfen wird.

Und dennoch würde das Schauspiel vielleicht eine bessere Wirkung geübt haben, wenn man es nicht durch einige Unbegreiflichkeiten in der Rollenbesetzung geschädigt hätte.

Für die raschblütige Italienerin Assunta Leoni hatte man Clara Meyer ausersehen, die so unitalienisch wie möglich ist. Wir haben der Künstlerin oft die wärmsten Sympathien gespendet. Wo deutsche Holdseligkeit, wo sanfter Duldermuth zu zeichnen ist, wird sie stets einen gewinnenden Reiz entfalten. Mit ihrer gefälligen Heiterkeit, mit ihrer schämigen Anmuth hat sie manchen schauspielerischen Sieg gewonnen. Aber eine Assunta Leoni muß mit brennenden Farben gezeichnet, muß mit einem naiven Ungestüm der Leidenschaft beseelt werden; denn Assunta ist eine Tochter Capris, wo der Mond noch einen wärmeren Glanz hat, als im Norden die Sonne. In ihrem italienischen Herzen sollen hundert widerstrebende Eigenschaften, Großmuth und Trotz, Haß und Liebe zusammenschäumen . . . und wenn man eine so wild geartete Frauengestalt von unserer sanftmüthigen Meyer darstellen läßt, so heißt das, ein liebes deutsches Wiesenveilchen in die heißduftigen Gärten Italiens verpflanzen. Marie